

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellsgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5 gespaltene Beitzseite ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Unsere großen Staatsmänner.

* Leipzig, 29. September.

Bei Wein und Braten sprach der lange Möller in Königsblüte von den „großen Staatsmännern“, die zu besitzen wir das Glück haben und die so ausgezeichnet die Geschichte des Landes leiten. Es klingt seltsam, wenn ein Mitglied der Regierung in solch getragenem Tone seine Kollegen und deren Politik lobt, an welcher er doch selber beteiligt ist. Da aber unsere leitenden Staatsmänner im allgemeinen so wenig Lob und Anerkennung finden, so wollte Herr Möller vielleicht etwas nachhelfen mit diesem — Eigenlob. Beiläufig gehörte Herr Möller früher bekanntlich der nationalliberalen Fraktion an und dort sprach und spricht man gewohnheitsmäßig vom „großen Staatsmann“, vom „genialen Staatsmann“, vom „Säkularmenschen“ und vom „Herkules des Jahrhunderts“. Es kann also auch die Macht der Gewohnheit gewesen sein, die Herrn Möller also sprechen ließ.

Unwillkürlich schweift der Blick von den heutigen „großen Staatsmännern“ vergleichend zurück zu dem märkischen Junker, der sich annahm, zu behaupten, er habe Deutschland „in den Sattel gehoben“, gerade als ob unsere ganze politische und soziale Entwicklung und die mit derselben verbundenen Kämpfe durch die Aera Bismarck aus der Geschichte gestrichen worden wären. Allerdings, im Vergleich mit den heutigen Staatsmännern steht Bismarck groß und gewaltig da. Aber was hat er denn eigentlich geschaffen? Er hat drei glückliche Kriege geführt; aber in einer schwachen Stunde hat er einmal, vielleicht in einer Umwandlung von Furcht vor der ewigen Verdammnis, gejamert, daß er die Einopferung von 80 000 Menschen auf dem Gewissen habe. Er hat die Reste der alten Demokratie niedergedrückt und Oesterreich mit seinen Habsburgern aus Deutschland hinausgeworfen. Aus dem übrigen Deutschland schweifte er das deutsche Reich zusammen, ein nur nach außen ansehnliches Gebäude, dessen künftige innere Ausstattung und Ausschmückung ganz einer gewissen junkerlich-preussischen Kahlmähnererei entspricht. Er machte uns Feinde in ganz Europa und wenn Napoleon III. die das Mark der Völker verzehrende Aera des „bewaffneten Friedens“ eingeleitet hat, so ist sie unter Bismarck ein Alp geworden, der erdrückend auf der Brust Europas lastet. Und im Innern kam nach gehässigster Verfolgung aller oppositionellen Elemente der Geheimgedanke der Bismarckischen Staatskunst schließlich zum Vorschein: die Reichsmaschine zu Gunsten der verkachenden und verfinsterten Junkerkaste in Bewegung zu setzen. So führte Bismarck für seine Klassengenossen einen Klassenkampf nach seiner Art. Die Arbeiter führen ihren Klassenkampf, um die Klassenherrschaft

und alle Vorrechte zu beseitigen, Bismarck führte den seinigen, um die Herrschaft und die Vorrechte seiner Klasse neu zu befestigen. Er hinterließ dem Junkertum als Erbe die agrarische Deutepolitik. Er stürzte freilich zur rechten Zeit für seinen staatsmännischen Ruhm. Denn die Verwirrung, die heute im Reiche herrscht, ist zum guten Teil sein Werk. Sie kommt daher, daß durch die Bismarckische Politik die bürgerlichen Parteien in einfache Interessengruppen verwandelt worden sind. Dazu hat natürlich die sozialökonomische Entwicklung auch ihr Teil beigetragen, aber was ein einzelner dabei an Unheil anrichten kann, hat Bismarck reichlich geleistet. Wiederholt jammerten in diesen Tagen liberale und konservative Blätter nach einem neuen Bismarck. Aber was wollte und könnte ein solcher machen? Er stände den brennenden Fragen der Zeit genau so ratlos gegenüber wie die heutigen „großen Staatsmänner“ und könnte der überall sich zeigenden Zerfetzung und Auflösung in der alten Gesellschaft nicht steuern.

Als Graf Bülow an die Spitze der Reichsregierung trat, sprach er gelassen das große Wort aus, er werde die Geschäfte „im Geiste Bismarcks“ führen. Damit hätte er eigentlich seine eigene Beurteilung ausgesprochen, denn gerade der „Geist“ der Bismarckischen Politik war es gewesen, der den „Herkules des Jahrhunderts“ zu Fall gebracht hatte. Das Idol der Nationalliberalen, der Abgott der Kraut- und Schotzunker, hatte in ungeheurer Selbstüberschätzung und Ummahnung den Versuch gemacht, sich der ganzen Zeitentwicklung entgegen zu stellen, und da schritt sie über ihn hinweg. In welcher Form dies geschah, kommt hier nicht in Betracht. Dem Grafen Bülow fällt es gar nicht ein, sich der Zeitentwicklung hartnäckig entgegen zu stemmen; er läßt sich von dem Strom derselben treiben. Er schien erst die junkerliche Deutepolitik überhaupt bekämpfen zu wollen; dann entdeckte er sein agrarisch-junkerliches Herz und kam den Junkern mit dem Zolltarif entgegen, und nun will er eine Grenze für die Deutepolitik ziehen, weil er für die Handelsverträge fürchten muß. Das ist nicht die Politik eines großen Staatsmannes, so wenig als die chinesische Expedition ein Zeichen hoher staatsmännischer Ein- und Voraussicht war.

Bismarck war ein Staatsmann der alten Schule, der nach Metternichscher Art die Völker nach einem Polizeidressurhystem zu behandeln sich herausnahm. Dies System hat noch unter Bismarck selbst so gründlich Bankrott gemacht, daß niemand es mehr fortzusetzen wagt, wenigstens nicht in der Art, wie es zu Bismarcks Zeiten geschah. Bismarcks Bedeutung bestand nicht darin, daß er neue Ideen hatte, sondern er wußte geschickt die Umstände zu benutzen und an das Vorhandene anzuknüpfen. Dabei kam ihm die Günst der Umstände zu statten. Die „großen

Staatsmänner“ von heute finden weniger günstige Umstände vor und haben noch weniger neue und eigene Ideen als Bismarck. Wenn seine Politik nach belnahe dreißig Jahren und nach so vielen augenblicklichen Erfolgen schließlich doch mit einem schrillen Mißklang nun mit einer allgemeinen Verwirrung endete — was werden die schließlich Resultate der gegenwärtigen Politik sein, die eigentliche Erfolge so gut wie keine aufzuweisen hat? Was ist denn geschahen, daß Herr Möller von einer so ausgezeichneten Leitung der Geschichte des Landes sprechen kann? Wir haben eine industrielle Krise mit Erwerbslosigkeit und Lohnreduktion; dazu sind die Ausgaben gestiegen und haben eine große Verrenterung der Lebensmittel gebracht in Verbindung mit der agrarischen Politik; die Ausgaben und Schulden des Reichs sind in einem Tempo gesteigert worden, das die Bevölkerung gar nicht mehr zu Atbem kommen ließ. Nun stehen wir vor einem chronischen Defizit, das schon die Höhe von 150 Millionen Mark erreicht hat. Und dazu der Kampf um den Hungertarif und um die Handelsverträge!

Man kann kühn behaupten, daß die Unzufriedenheit im Reich und die „Reichsverdroffenheit“ noch nie so allgemein gewesen sind, wie heute, seitdem das Reich gegründet worden ist. Gewiß war zur Zeit des Sozialistengesetzes die Unzufriedenheit auch groß, allein sie beschränkte sich auf bestimmte Kreise. Heute rumort es nicht nur bei den Arbeitern, sondern überall; es giebt keine Partei und keine Klasse, die mit den bestehenden Zuständen auch nur einigermaßen zufrieden wäre, und wenn die sächsischen Agrarier die Throne krachen ließen, so entsprach das der in gewissen konservativen Kreisen herrschenden Stimmung, die in unbändiger Wut entbrannt sind, weil sie, nachdem sie so lange im Trüben gefischt und sich die Beute endlich sicher glaubten, doch nun befürchten müssen, daß sie ihnen in der allgemeinen Verwirrung entschlüpft.

Sollten alle diese Dinge für den langen Möller ein Geheimnis sein? Das wäre ein bedenkliches Zeichen. Oder will er sich selbst über die unliebamen Thatsachen der Gegenwart hinwegtäuschen? Aber eine solche Vogel Strauß-Politik könnte schließlich die lange Reihe der Enttäuschungen nur verlängern.

Mag man vor den gegenwärtigen Staatsmännern Klauenschäfer schwingen so viel und so lange man will. Der gegenwärtige Zustand Deutschlands bedeutet für jeden, der sich nicht selbst eine Nebelkappe über Augen und Ohren ziehen will, daß die alte Staatskunst völlig abgewirtschaftet hat und daß ihre Weisheit nicht mehr ausreicht gegenüber den großen und schwierigen Problemen der Zeit. Das wird den Staatsmännern selbst durch die allgewaltige Macht der Thatsachen schon noch genügend eingepaukt werden.

Seuiletton.

[Nachdruck verboten.]

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiebig.

Selbst im Schlaf holte Bertha sich keine Frische. Da träumte sie von Fräulein Haberborn; die war stärker als sie. Die beugte sich über das Bett mit ihrem dünnen Hals, ihre dünnen Rippen waren in eisigen Schweigen geschlossen; sie streckte die Hand im schwarzen Glacéhandschuh aus und legte sie ihr auf die Brust. Die Hand drückte wie ein Alp. Weg, weg!

Die Schlafende stöhnte, rang nach Luft und stieß mit Händen und Füßen. Sie bäumte sich, sie wehrte sich, sie rang um ihr Leben — weg, weg!

Die schwarze Hand drückte noch immer — da — Bertha packte zu und erwachte zugleich von dem langgezogenen Schrei, den sie ausstieß.

Von einem nervösen Zittern befallen, von einem schrecklichen Herzklopfen gepeinigt, saß sie ächzend im Bett. Um sie her war alles still — einsam — war niemand! Und doch schauerte sie zusammen in plötzlicher Furcht, krallte die Finger in die Haare und sah um sich mit scheuen, verwilderten Blicken.

Nach, leer, freudlos, ereignislos verstrichen die Tage. Zuweilen kam ein Orgeldreher auf den Hof, dann stürzte Bertha ans Fenster in erregter Hast. Aber Fräulein Haberborn schalt so viel herunter auf das Gebudel, daß der Wirt im Thortweg ein Klafat anschlagen ließ:

„Betteln, Hausieren, Musizieren bei Polizeistraf verboten.“

Nun kamen die Orgeldreher auch nicht mehr.

Eines Abends brannte der Dachstuhl eines benachbarten Hinterhauses; eine arme Frau, die hoch oben eine Manfarge inne hatte, schrie mit ihren Kindern um Hilfe.

In grauenvollem Entzücken stand Bertha auf dem Küchenfensterbrett, den einen Arm um's Fenstergeländer geschlungen, und beugte sich weit über. Ihre Kleider, vom Zugwind erfasst, wehte wie eine Flagge; einzelne Funken, vom brennenden Dach herübergetrieben, stoben ihr ins Gesicht. Ihre Rippen blähten sich, ihre weißen Zähne entblöhten sich in einem Lächeln — ha, nur eine Abwechslung, nur eine Abwechslung, um jeden Preis.

Es betäubte sie fast, daß die Feuerwehr den Brand schnell löschte und die erregten Schreie der Furchtsamen nicht mehr ihr Ohr kitzelten. Bald war die einförmige Stille wieder da.

Aber Bertha lag wachend in ihrem Bett, die ganze Nacht; ihre aufgeregten Nerven konnten noch immer nicht zur Ruhe kommen. Sie fühlte sich belebter, aufgeweckter aus ihrer stumpfen Gleichgültigkeit — oh, wie gut ihr die kleine Abwechslung gethan hatte!

Wieder das Schrecklichste, nur nicht dies tödende Einerlei. Wenn der Süße nicht gewesen wäre! Sie trank immer häufiger davon, oft schon am frühen Morgen, und immer größere Schlucke. Aber sie hatte im halben Unnebeltein nicht mehr die angenehme Empfindung fröhlichen Entrücktwerdens, wie nach früherem Genuß; jetzt machten ein paar Schluck gar keinen Eindruck, sie mußte mehr nehmen. Und dann wurde ihr Körper schwer, die Gedanken vergingen ihr; sie schlief ein, auf dem Küchenschemel sitzend, den Kopf hintenüber an die Wand gelehnt. Wenn sie dann aufwachte aus bleiernem Schlaf, war sie gereizt und übellaulig; sie hätte alles zu-

sammenschlagen können, ihre Hände zitterten, ihre Mundwinkel zuckten in verhaltener Erregtheit. Ihr war schlecht zu Mut, und doch trank sie — es war ihre einzige Zerstreuung.

Das Frühjahr war geschieden. Ob Frühling, ob Sommer, Bertha bemerkte den Uebergang nicht. Sonntags ging sie nicht mehr aus; es ärgerte sie so, wenn sie Leute froh sah. In sich gefehrt und verbissen hauchte sie daheim, oder sie warf sich in ihrer Kammer aufs Bett und verschlief Stunden des langen, hellen Sommernachmittags.

Ihr Spiegel zeigte ihr ein blaßes Gesicht und matte, umschattete Augen; dann brach sie in Thränen aus, in brennende, fressende, zornige Thränenströme und ließ sich vor ihrem Lager auf die Knie fallen und begrub den Kopf in den Kissen. So blieb sie liegen, matt, zerknickt, ganz kaput gemacht.

Fräulein Haberborn hätte zufrieden mit dem häuslichen Mädchen sein können, aber sie war es doch nicht. Wer sagte ihr, was diese Stille dachte?! War der zu trauen?! Mitunter fing sie einen Blick dieser blauen, leicht von unten herauf schielenden Augen auf, der sie beunruhigte. Sorgsam wachte sie darüber, daß ihre Wad mit niemandem im Hause verkehrte. Kein Mensch durfte in die Küche; auch Wine nicht, seit sie die kürzlich in vertrauter Unterhaltung mit Bertha betroffen. Warum kam die so heimlich angeschlichen? Einen Korb trug sie noch dazu am Arm, recht geeignet, um etwas wegzuschleppen.

„Was wollte die Resäcke hier?“ hatte Fräulein Haberborn gefragt, als Wine, gekränkt von deren mißtrauischem Blick, sich rasch gedrückt hatte. „Sie besuchen?! Besuche in der Küche und Unterredungen auf den Hinter-